

Die geerbte Brant.

Roman von Fritz Stowronnet.

(8. Fortsetzung und Schluß.)

„Vater, der Kerl heute nacht war kein anderer als Lina's Liebhaber. Jetzt finden wir die Kugel, die zu der anderen paßt!“

Der Kreisrichter in Johannisburg wunderte sich nicht wenig, als der Dorfschulze Biontel aus Kurzonten und sein Pfleger bei ihm mit einem feinen Hund erschienen und ihn aufforderten, das Tier zu sezieren und die Kugel zu suchen, durch die das Tier getötet sei. Nach einigen Suchen fand er das Geschöß. Der alte Bauer nahm es in die Hand, betrachtete es genau und nickte. „Das ist ein Messer, das ich selbst gemacht habe. Der Hund ist heute nacht von einem Kerl, der sich auf das Salomonische Geschöß gestrichen hatte, totgeschossen worden. Ich glaube, wir haben den Mörder meines Sohnes, da die Kugel genau demjenigen gleicht, mit der mein Sohn erschossen ist.“

Auch der Amtsrichter, der damals die Untersuchung geführt hatte, war überrascht. Aber es war kein Zweifel: die beiden Kugeln glichen sich aufs Haar.

„Ja, meine Herren, das ist sehr merkwürdig, aber was hilft es uns, wenn wir den Mann nicht ausfindig machen, der die zweite Kugel abgeschossen hat?“

„Ich glaube ihn zu kennen“, erwiderte Biontel. „Und nun erzähle er in kurzen Worten alles, was er mußte. Er schloß: Ich nehme an, daß der Mensch heute nacht den Versuch gemacht hat, das Mädchen zu sprechen, und dabei von den Hund anfallen wurde. Er heißt Hans Bortwein und ist Wächter von Gonten.“

Der Amtsrichter schüttelte den Kopf. „Das ist wenig wahrscheinlich. Nach allem, was Sie berichtet haben, muß der Mann, wenn er wirklich der Täter ist, sich ganz sicher gefühlt haben. Da lag es ihm doch näher, am hellen, lichten Tage unter einem Bortwein zu den Eltern des Mädchens zu gehen.“

„Der Mann fühlte sich nicht mehr sicher, Herr Richter. Ich selbst bin es gewesen, der ihn gewarnt hat.“ Es war Biontel, der über die Begegnung mit Bortwein in Bialla zu berichten, aber jetzt beruhte er auf niemand Rücksicht nehmen, auch nicht auf sich selbst.

„Nach dem, was Sie mir jetzt erzählen“, meinte der Richter, „scheint sich die Kette der Beweise zu schließen. Ich werde den Mann sofort verhaften lassen. Die Glieder, die noch zu einem schlüssigen Beweis fehlen, werden sich vielleicht während der Untersuchung einfügen lassen.“

Mutter Biontel stand während der Abwesenheit ihrer Mannsleute alle Qualen einer geheimnisvollen Erwartung aus. Was konnte diese plötzliche Fahrt nach Johannisburg zu bedeuten haben? Weshalb hatten sie den toten Hund mitgenommen? Zum erstenmal nach langer Zeit ging sie zu Salomons hinüber, um dort vielleicht etwas zu erfahren.

Sie erzählte, als sie Lina wie ein Häufchen Unglück im Bettstuhl sitzen sah. Das Gesicht bleich wie Wachs und so klein wie eine Faust. Nur die dunklen Augen schienen größer als sonst. Bei diesem Anblick stieg das Mitleid über den Groll in ihr. Sie gab Lina die Hand und sprach ihr Mut zu. Da hob das Mädchen die Hand, welche da und zog ihren Kopf zu sich herunter.

„Liebe Tante“, flüsterte sie ihr zu, „der Mensch, der heute nacht den Hund totgeschossen hat, ist derselbe, der Adam ermordet hat. Sag' William, daß der Bortwein heute nacht an mein Fenster geklopft hat. Ich habe mich aufgerappelt und bin ans Fenster gegangen, um ihm zu sagen, daß ich mit einem Mörder nichts zu tun haben will. Liebe Tante! Ich möchte doch nicht herben, ohne zu wissen, daß du mir vergeben hast. Ich hab' mich geirrt, du ebenso wie die Eltern, daß ich den Adam nehmen sollte. Und ich kann doch nichts dafür, daß ein anderer mich liebt.“

Mutter Biontel nahm ihren Kopf in beide Hände und küßte sie auf den Scheitel. „Was ich dir zu vergeben habe, ist nicht viel, mein Kind. Vielleicht würde Adam noch leben, wenn du dein gesagt hättest, aber wer kann das alles vorher wissen. Wenn wir so rechnen wollen, dann bin ich an dem Tode meines Jungen schuld.“

„Tante, noch eine Bitte: Laß den William mit der Eva glücklich werden. Du hast immer schlecht von der Eva geredet. Sie ist ein gutes, liebes Mädchen. Sie hat den William lieb, aber sie will nichts von ihm wissen, weil sie sich vor dir fürchtet. Sei ein bißchen gut zu ihr, ich bitte so sehr.“

In nachdenklicher Stimmung ging Mutter Biontel nach Hause. Was die Lina ihr gesagt hatte, war ihr überaus gekommen. Die Männer hatten die Spur des Mörders! Und die arme Margell, die Lina, ging daran zugrunde. Ihre Schuld war

so klein und so schwer mußte sie dafür büßen. Alle wurden sie gestraft. Die alten Salomons würden ihre einzige Tochter verlieren. Wenn das war sicher: der Lina stand der Tod auf dem Gesichte geschrieben. Sie selbst hatte ihren Einzigen durch Mordhand verlor, und jetzt sollte sie womöglich noch das Mädchen, das sie dem eigenen Sohne nicht geben wollte, dem Pflegeohn selbst zuführen.

Kurz nach Mittag kamen die Männer nach Hause. William wollte sofort zu Salomons rübergehen. Die Mutter hielt ihn fest:

„Ich habe dir etwas von Lina zu bestellen. Der Mann, der heute nacht den Hund totschuß, war vorher an ihrem Fenster. Sie läßt dir sagen, daß sie dir verzeihe, der den Adam erschossen hat.“

„Da muß ich gleich nach dem Essen wieder zum Richter fahren.“

„Wenn das nötig ist, mußst du es tun. Und noch eins, mein Sohn. Wenn du etwa zur Eva gehen willst — ich habe nichts dagegen.“

William nickte abwendend mit der Hand. „Mein, Mutter. Ich danke dir sehr dafür, daß du mir das gesagt hast, aber es kommt zu spät.“

„Weshalb denn?“

„Die Eva will von mir nichts wissen. Ich habe sie lieb gewonnen am ersten Tage als ich sie sah. Damals habe ich's verstanden, weshalb der Adam nicht von dem Mörder lassen wollte.“

„Hast sie dich denn abgewiesen?“

„Nein, Mutter, ich muß sie durch etwas sehr gekränkt haben.“

„So? Ich dachte, sie hätte dich meinetwegen ausgezogen?“

„Nimm's nicht übel, Mutter, aber daran hat sie in dem Augenblick nicht gedacht.“

„Na, und nun ist alles aus zwischen euch beiden?“

„Ich weiß es nicht. Ich wollte zu Lotte Grinda fahren, die mit ihr befreundet ist, und sie bitten, mit Eva zu sprechen.“

„Vielleicht ist ihr das peinlich, daß sie zuerst den Adam geliebt hat, und nun dich nehmen soll.“

„Mutter, ich glaube, du hast das Richtige getroffen.“

„Na, dann laß dir keine grauen Haare deswegen wachsen. Dann wollen wir die Sache schon ins Reine bringen. Ich habe zwar als Freiweiberin bis jetzt wenig Glück gehabt, aber das will ich doch auf mich nehmen.“

Mit einem Jubelruf schloß William die alte Frau, der die Tränen in die Augen getreten waren, in seine Arme. „Brauchst mir nicht zu danken. Ich muß auch meine Strafe haben. Und eine, um die ich es nicht verdient habe, daß ihr euch beide gebeten.“

Fünfte Kapitel.

Erst am anderen Vormittag fuhr William zur Stadt. Dort erfuhr er von dem Amtsrichter, daß Bortwein spurlos verschwunden sei. Der Gendarm, der mit seiner Verhaftung beauftragt war, hatte das Nest leer gefunden.

Er hatte festgestellt, daß Bortwein in der Nacht mit dem Einspänner, mit dem er auszufahren pflegte, nach Hause gekommen sei. Er hatte das Pferd allein ausgepannt. Nach einer Stunde hatte er wieder das Haus, aber zu Fuß, verlassen. Auf seinem Tische lag er einen Brief an den Befehl des Gutes hinterlassen, worin er ihm kurz mitteilte, daß seine Mittel zu Ende wären. Er könne die Pachtung nicht halten und ziehe es vor, das Pachtverhältnis kurzer Hand auf diese Art aufzulösen.

„Er wird über die Grenze gegangen sein“, meinte der Richter. „Er spricht fertig französisch und etwas Russisch. Damit kommt er drüber unangeführt weiter. Sollte er in Deutschland geblieben sein, dann werden wir ihn wohl einholen. Aber ich glaube nicht recht daran.“

Auf dem Rückwege vom Gerichtsgedäude zum Markt, wo er sein Fuhrwerk eingestellt hatte, kam William an dem Häuschen vorbei, wo Eva wohnte. Heute er jetzt nicht Anlaß, bei ihr vorzusprechen und ihr zu erzählen, welche Wendung die Geschichte genommen hatte? Entschlossen öffnete er die Haustür und trat ein. Evas Tante saß allein am Fenster.

„Entschuldigen Sie, ich möchte Eva sprechen. Ich habe ihr etwas Wichtiges zu erzählen.“

„Eva ist nicht hier, die ist seit gestern in Kurzonten. Der Vater ist sehr schwer krank, da ist sie gestern abend hingegangen, um ihn zu pflegen.“

Zu Hause berichtete er der Mutter, wie es ihm ergangen war. Sie tröstelte ihm die Wunden.

„Du mußt dich noch ein Weilchen gedulden, mein Jungechen. Ich weiß, daß der alte Kerl krank ist. Er wird wohl abtragen. Er hat es zuletzt zu hart getrieben, das Trinken. Die arme Eva! Der Alte soll Haus und Geld der Stiefmutter verschrieben haben, das heißt nur die Ruhezugsung für Lebenszeit. Aber was wird davon übrig bleiben.“

„Mutterchen, das ist doch jetzt egal.“

„Ja, mein Kind, du sollst nicht falsch urteilen über mich. Ich war gegen das Mädel, weil es in schlechtem Ruf stand. Da war jede Nacht Trunkenheit im Hause. Nur, laß man gut

sein, ich weiß, daß sie trotz allem und allem ordentlich geblieben ist. Und nun werde nicht ungeduldig. Ich werde schon die richtige Zeit abpassen.“

Die Mutter hatte gut reden. Am liebsten wäre William gegangen und hätte sich zu Eva an das Krankenbett ihres Vaters gesetzt. Es kam ihm so herlos vor, daß er sich jetzt nicht um sie kümmern sollte, wo sie in Angst und Elend saß.

Ein schöner Frühlingstag ging zur Rüste. Mutter Biontel war am Nachmittag hinausgegangen zu den Frauen, die in dem Wirtschaftsgarten Kohl pflanzten. Sie wollte mit helfen, aber das Böden wurde ihr sehr schwer. Sie mußte alle Augenblicke auf den Grabenrand sich setzen und sich verputzen. Ja, es war wirklich Zeit, daß eine junge Frau ins Haus kam.

Unter Scherzen und fröhlichem Gespräch hatten die Frauen ihre Arbeit verrichtet. Jetzt brachen sie auf. Nach den ersten Schritten schon gingen sie an zu singen. Am nächsten Freitag trennte sich Mutter Biontel von ihnen. Sie wollte noch zu Adams Grab, das im Trautau ausäßen, das sich jetzt dort breit machte. Mühsam, mit kurzem Atem, stieg sie den Hügel hinauf zum Friedhof. Unter den dunklen Kiefern, die ihn umfäumten, blieb sie tiefstimmend ihren Augenblick stehen. Von hieraus konnte sie schon Adams Grab sehen. Da war jemand in ihrem eingetieften Erdbegräbnis! Eine Frauensperson kniete am Grabe, die Hände gefaltet und den Kopf tief nach vorne gebeugt.

Keine Schritt sie näher und künfte die Tür des Eisengitters auf. Eva erhob sich schnell.

„Entschuldigen Sie, Frau Biontel, daß ich hier eingedrungen bin.“

„Mein Kind, ich habe nichts zu entschuldigen. Es freut mich, daß du meinem Adam ein so treues Gedenken bewahrt, und ich danke dir dafür.“

Sie streckte ihr beide Hände hin. „Komm, mein Kind, komm zu meiner Mutter. Du mußt mir nicht Groll nachtragen, du weißt, was die Menschen gegen dich sprachen, und da war ich auch gegen dich. Jetzt weiß ich's besser, jetzt, wo es zu spät ist.“

„Weine dich aus, mein Kind, du hast jetzt schweren Kummer zu tragen.“

„Ja, Frau Biontel, mein Vater ist tot.“

„Er war noch nicht kalt, da hat mir das Weib das Haus verboten.“

„Ach, du armes Kind! Na, der liebe Gott wird auch dich trösten. Viel hast du ja von deinem Vater nicht gehabt in den letzten Jahren. Ich weiß, daß du deine Füße auf fremder Leute Tisch strecken mußt, und da dein Brot zu verdienen. Das wirst du von jetzt ab nicht tun. Du wirst bei uns bleiben.“

Eva machte sich aus ihrem Arm los. „Wie sollte ich dazu kommen, das anzunehmen?“

„Mein Kind, unser Einziger, der hier im Grabe schläft, hat dich sehr lieb gehabt. Wenn alles nach dem Rechten gegangen wäre, lebte er noch und du wärest unsere Tochter. Es hat mir schon lange auf der Seele gebrannt, daß ich dich nicht mehr um dich gekümmert habe. Was schüttelst du den Kopf? Willst du vielleicht Williams wegen nicht zu uns kommen? Er ist ein so lieber, lieber Sohn geworden, und am meisten freut es uns, daß er dich lieb hat. Mit schmerzlichen Herzen ist er den Winter über herumgegangen und hat sich abgehärmt, weil du ihm die Tür gewiesen hast. Hast du ihn nicht lieb?“

Sie sah die Weinende wieder um. „Er ist ein ebenso guter Mensch wie der Adam. Du kannst an den Toten in Treue denken und den Lebenden lieb haben. Wir nehmen dir das nicht übel. Im Gegenteil, wir rechnen uns darnach, daß du unsere Tochter wirst.“

Sie kniete am Grabe nieder und legte die Stirn auf die kalte Erde, unter der ihr Einziger seinen letzten Schlaf schlief. Als sie sich erhob, strahlten ihre Augen.

„Komm, mein Kind, wir haben uns spät einander gefunden. Der Tod wird sein Recht bekommen, und wir, wir wollen leben.“

Arm in Arm schritten die beiden Frauen den Berg hinab. Das Abendrot leuchtete ihnen entgegen, wie eine Verheißung.

Ende.

Merkwürdige Vorstellung.

Wie man sich im 18. Jahrhundert eine Sonnenfinsternis dachte, zeigt folgende kurz gefasste Verfügung: „Grenzbretlein, den 22. Juli 1748. Churfürstlicher Hofrat. Nachdem auf nachmittägigen Donnerstag, als dem Fest des heil. Jacobi, eine allgemeine große Sonnenfinsternis sich ereignet, wodurch besorglich viele Gift auf dem Feld und sonst in die Pflügen und Brunnen fallen dürften, werden sämtliche Beamten angewiesen, den Eintritt dieses Ereignisses mit dem Besuche in allen Gemeinden und Dorfschaften zu verkündigen, daß an dem genannten Tage, zu Verhütung und Abwehrung allen Unglücks, durchaus kein Vieh auf die Weide getrieben werden darf, und daß alle Brunnen sorgfältig bedeckt und verwehrt werden müssen.“

Eine Trauung.

Humoreske von Marie Lanmann.

Es war ein unangenehmer Tag: Ein bleigrauer Himmel, der schwer herniederdrückte, ein feiner Nebel, der jeden Lichtstrahl einschloß und als eiskaltes, feuchtes Geriesel zu Boden sank — das richtige Novemberwetter. Und mit war es, als ob das nagelstarke Nebelgeriesel durch alle Ritzen und Spalten in die Zimmer dränge und sich verdröhnend auf das Gemüt legte.

Der ging diese Wirkung von dem Buche aus, das ich zu meiner Erheiterung vorgenommen hatte? Es war für diesen Zweck schlecht gewählt — ein moderner Roman, der die Welt, wie sie nun einmal sein mochte, mit photographischer Treue wiedergab, erbärmliche Männer, ehelose oder unglückliche Frauen, so trüb und unzufrieden, wie das Wetter draußen.

Ich konnte es endlich nicht mehr aushalten und warf das Buch weg. Eine goldgeränderte Karte fiel heraus. „Dienstag, den 13. November, nachmittags 4 Uhr in der Gertraudentempel, las ich in großen gedruckten Buchstaben, darunter in zierlicher Mädchenschrift: „Komm wenigstens zur Trauung, liebe Tante, ich erwarte dich bestimmt.“

Ich sah nach der Uhr. Es war drei Viertel auf Vier, und über dem Buche hätte ich fast die Trauung verfaßt, diese Trauung, bei der ich so voneinander gehen wollte, als ich, von einer kürzlich überhandenen Krankheit noch angegriffen, der Hochzeit nicht beiwohnte.

Ich hatte eben noch Zeit, mich eiligst umzuleiden und eine Drostei zu nehmen, um nicht zu spät zu kommen. Der Nebel schien mir etwas leichter, der Himmel weniger trübe; schon die Hoffnung, glückliche Gesichter zu sehen, erheiterte mich ein wenig.

Und glücklich, glücklicher als je zuvor, mußte Hedwig doch heute aussetzen.

Sie war die Tochter einer Jugendfreundin und mein Liebling seit dem Tage, wo ich sie zuerst im Arm gehalten und die großen dunkelblauen Augen mich aus einem freckelroten Gesicht angeblickt hatten.

Ich hatte sie herankommen sehen, ein liebliches Kind, ein gutes und lebensdürftiges Mädchen, in ihrem harmlosen Lebermut der Sonnenschein des Hauses. Dann kam eine Zeit, in der sie stiller und blässer wurde und die dunkelblauen Augen einen tieferen Ausdruck bekamen, einen von heimlich gemeinten Tränen. Sie sagte nichts, aber wir kannten ihr sorgfältig behütetes Geheimnis und konnten es doch nicht ändern, daß derjenige, dem sie ihr junges Herz zugewandt hatte, ihr hartnäckig fern blieb.

Die schmerzliche Prüfungszeit fand unerwartet ihr Ende. Er hatte, wie ich nun zeigte, sich geliebt, um die Tochter des reichen Hauses zu werden, ehe er einer festen Lebensstellung gewiß war.

Hedwig war eine glückseligste Braut. Ihren Bräutigam hatte ich in der kurzen Verlobungszeit nicht näher kennen gelernt; doch was ich im Familienkreise über ihn hörte, war geeignet, die günstige Meinung zu bestätigen, die er durch sein früheres Verhalten bei mir erweckt hatte.

Die Drostei hielt. Die Trauung hatte schon begonnen, als ich in die Kirche trat und mich unter die Menge neugieriger Zuschauer oder vielmehr Zuschauerinnen setzte. Von meinem Platze aus konnte ich nur einen Teil der glänzenden Hochzeitsgesellschaft, um so besser aber das Brautpaar sehen.

Hedwig, mit dem lieblich ersten Ausdruck ihres holden Gesichtes und einem seligen Leuchten in den blauen Augen, sah ganz so aus, wie ich sie mir gedacht hatte. Nicht ganz so gut gefiel mir der Bräutigam.

Er hatte, wie mich dünkte, etwas Geplanntes in seinen Zügen, zusammengezogene Brauen, etwas unruhig Forchtendes in den Augen, kurz, ganz und gar nicht das Aussehen eines glücklichen.

Nun hatte ich zwar einen Belannten, der behauptete, es gäbe an und für sich kein bedauerlicheres Wesen, als einen Bräutigam an seinem Hochzeitstage. „Betrachten Sie doch den Aermsten“, pflegte er zu sagen, „ob er nicht vollständig neben seiner Braut verschwindet. Für sie ist dieser Tag der schönste ihres Lebens, an dem man ihr wie einer Königin huldigt.“ Er spielte nicht nur eine untergeordnete, sondern eine geradezu schlagende Rolle, und man sieht ihm schon von Weitem an, wie unbeschäftigt er sich fühlt!

Aber der diese Behauptung aufstellte, war ein eingefleischter Hagedorn, und ich hatte ihm noch nie geglaubt und glaubte ihm auch jetzt nicht.

Je länger ich den Bräutigam ansah, desto weniger gefiel er mir. Seine Unruhe schien mir zusehends zu wachsen, und er hörte von der Predigt, die von einem unserer besten Kanzelredner sehr lang ausgeprochen

wurde, wahrscheinlich so wenig wie ich. Dabei hätte ich beiführen mögen, daß seine Blide lachend und forschend sich gerade dahin richteten, wo ich saß.

Und doch konnte ich unmöglich der Gegenwart seiner Unruhe sein. Ich wäre ihm jedenfalls absolut gleichgültig gewesen, auch wenn er mich hätte sehen können — aber das konnte er nicht, denn der Schatten einer Säule bedeckte mich.

Wem sonst galt wohl sein unruhig lachender Blick?

Ich fing an, meine Nachbarhaft zu betrachten. Neben mir saß eine dicke Frau mit einem gutmütigen Gesicht und einer Fülle bunter Blumen und Bänder auf ihrem Hut; und etwas seitwärts von uns ein junges Mädchen, das nett und geschmackvoll angezogen war und ein auffallend feines Profil hatte, aber mit doch etwas dem Eindruck einer Nähterin im Sonntagstaat machte.

Als sie sich einmal umwandte, sah ich, daß sie ohne Einschränkung sehr hübsch war. Die Hand, auf der sie saß, stand rechtswinklig zu meinem Platz, so daß ich das schöne Gesicht und die großen, grauen, von langen Wimpern beschatteten Augen noch Gefallen betrachten konnte — um so ungehörter, als das Mädchen selbst offenbar ihre volle Aufmerksamkeit auf die Trauung gerichtet hatte und unerwartet, ja angezogen nach dem Brautpaar hinüber sah.

Der vielleicht nach dem Bräutigam? Und er noch ihr?

Ich weiß nicht, wie mir das bligartig durch den Sinn fuhr und mich nicht wieder losließ.

Jetzt bemerkte ich auch, wie blaß sie war, und daß die Lider mit den langen Wimpern etwas gerötet waren. Das schöne Gesicht erzählte eine Geschichte, und ich glaubte sie zu verstehen. Sie hatte gelitten und geweint — um ihn, der eben dort von seiner Hand in die einer Anderen legte.

Wußte er davon? Hatte sie ältere, vielleicht auch größere Rechte an ihm, als Hedwig? Und sollte Hedwigs Vater, sonst so klug und weiserhaft, die Vergangenheit seines Schwiegersohnes nicht hinreichend geprüft haben? Oder war Hedwig es allgütig, daß er es mit Recht nicht beachtete, und ich nur so alljährlich, daran Anstoß zu nehmen?

Mir wurde das Herz schwer, und ich bedachte, was gesehen konnte, wenn ich mich nicht täuschte, wenn er wirklich meines harmlosen, vertrauten Liebblings unwert war.

Meine erregte Phantasie malte mir schreckliche Bilder vor.

Würde sie sich beim Auszug aus der Kirche an die Neuwärthstraße herandrängen und ihm ihre Anklage ins Gesicht schleudern? Würde sie einen Brief an Hedwig schreiben? Oder würde sie warten, bis das Paar von der Hochzeitreise zurückkehrte und dann selbst kommen, um die arme junge Frau aus ihrem erträumten Eden zu stoßen?

Was ich je von verglichenen Verhältnissen gehört und gelesen, fiel mir ein, und das Schlimmste davon war die unerfreuliche Geschichte, die mich diesen Nachmittag beschäftigt und die ich nicht hatte zu Ende lesen mögen. Nun wirkte sie doch in mir weiter und ließ mich keine Ruhe. Ich mußte die einzelnen häßlichen Szenen noch einmal durchleben, aber die Mitwirkenden waren nicht die Personen des Buches, sondern Hedwig, ihr Mann und das blaße junge Mädchen, das mich mehr und mehr fesselte, so daß ich kaum noch im Stande war, den Blick von ihr abzuwenden.

Sie tat mir bei alledem leid. Ich sah die wachsende Bewegung in ihren Zügen, die großen, grauen Augen waren — das konnte ich nicht mehr bezweifeln — tränensüß, und zu weilen wandte sie sich ab und zog袍en ihr Taschentuch hervor. Dabei sah sie energisch aus, als wäre sie wohl im Stande, nach Umständen etwas Verzweifeltes zu tun.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Ich hätte mit ihr sprechen mögen, sie trösten, sie bitten, großmütig zu sein, Mitleid und Erbarmen zu üben. Vielleicht hätte ich bei ihr Gehör gefunden, und doch tat ich nichts dergleichen. In der Furcht, etwas Ungehörliches, Auffallendes zu unternehmen, blieb ich unbeweglich auf meinem Platze und ballte nur in ohnmächtiger Angst die Hände.

Esen wechselte das Brautpaar die Ringe. Meine Unruhe wuchs. Aber auch meine dicke Nachbarin wurde immer unruhiger, sie rüdt auf ihrem Sitz hin und her, suchte in ihrer Tasche und näherte sich dann behutend dem jungen Mädchen. Sie zog sie am Ärmel, deutete sich darauf zu ihr hinüber und sprach leise, doch eindringlich auf sie ein.

Ich konnte trotz angelegentlichem Hörens kein Wort verstehen; ich sah nur, daß sie Zeichen machte, die jedenfalls dem Brautpaar galten, und daß das Mädchen durch beständiges Kopfschütteln und sonstige ablenkende Bewegungen antwortete.

Nach einer Zeit quodlibet Wortens, die in Wirklichkeit kurz, mir unerträglich lang vorkam, während ich vergebens diese mir dunkeln Vorgänge zu erröthen suchte.

Dann war die Trauung zu Ende, und alles drängte nach dem Auszug. Ich beilte mich den anderen voran

und in die Nähe des Brautpaares zu kommen. Daß ich, wie üblich, Hedwig gratulieren wollte, hatte ich in diesem Augenblick fast vergessen. Es war mir nur, als dürfte ich keine Zeit verlieren, um ein drohendes Unheil abzuwenden.

Indessen, so sehr eine unklare Angst mich vorwärts trieb, waren meine beiden Nachbarinnen mir doch voraus. Die Ältere schon sich mit einer bei ihrer Körperlichkeit erstaunlichen Behendigkeit vorwärts, indem sie sich mit den Elbogen Platz machte und es der Jungen überließ, ihr nachzutommen.

Ich sah jetzt deutlich, daß es ihre Absicht war, sich an das Brautpaar heranzubringen. So schnell ich vermochte, war ich hinter ihr, und indem ich allen Mut und alle Kräfte zusammennahm, sagte ich sie an der Schulter.

Sie stieß mich zurück, ohne sich umzusehen. Noch ein Schritt und sie hand hätte vor dem Bräutigam und streckte ihm etwas, das sie aus der Tasche gezogen hatte, verflochten zu.

Mein Herz klopfte rasend, und einen Augenblick ward es mir dunkel vor den Augen.

Dann hörte ich meinen Namen rufen, und Hedwig umarmte mich und verborg lachend ihr Gesicht an meiner Schulter.

„Denke Dir, Tante“, flüsterte sie mir ins Ohr, „er hatte sein Taschentuch vergessen. Erst vor dem Altar hat er's gemerkt, und dabei hat er den Schnupfen, und mein bißchenes noch ganz geweiht und konnte ihm nichts nützen. Du kannst Dir nicht denken, wie schrecklich es war. Jetzt eben erst hat es ihm seine Hausärztin hergebracht.“

„Sie hätte nur früher so klug sein sollen“, sagte der junge Ehemann, der neben uns stand.

Er sah gar nicht mehr ängstlich, sondern höchst vergnügt aus, lachte gleichfalls über sein ganzes hübsches Gesicht und schüttelte mir herzlich die Hand, während ich verdrört meine Glückwünsche anbot.

Wie man aus einem bösen Traum erwacht und sich nicht gleich völlig ermuntern und die grauen Bilder verjagen kann, so war mir, als ich etwas später unter dem Bogal stand und die lange Reihe der Equipagen vorüberrollen sah.

Der Nebel hatte sich in einen dichten Regen aufgelöst. Ich wartete auf eine Drostei und ließ inzwischend Dunkel und Feuchtigkeit nicht ungern auf mich wirken, um meine ausgelegten Sinne zu eräuchern.

Ein Gefühl ängstlichen Verdachtes war doch in mir zurückgeblieben. Was hatte es mit dem jungen Mädchen in der Kirche für eine Bewandnis? Sollte ich mich denn so ganz und gar getäuscht haben?

„Sehen Sie“, sagte neben mir die Stimme der biden Frau mit dem Wulmenhut, „so geht es, wenn die Leute verlobt sind. Er ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch, solide und ordentlich wie einer. Aber jetzt er das Fräulein kennt, — ich meine, die jetzt seine Frau ist — da hat er ja wohl den Kopf nicht oben. Wirt' ich Sie, zur Trauung zu fahren und das Taschentuch zu Hause liegen zu lassen, noch dazu, wenn man den Schnupfen hat. Na, bei dem Wetter ist das ja nicht anders möglich! — Von Dir war es auch gescheiter, Du wärest zu Hause geblieben.“

Mit diesen Worten wandte sie sich zu dem jungen Mädchen, das, wie ich jetzt erst sah, ein paar Schritte seitwärts stand.

„Das ist nämlich meine Nichte“, erklärte sie mir. „Sie wird auch nichts liebes heratzen, macht eine gute Partie. Und was meinen Sie, warum sie hergekommen ist? Bloß weil sie das Fräulein genau bejehen will und selbst ebenso machen. Das kommt davon, wenn der Hochmütstestel in die Leute fährt. Und dabei kann sie vor Schnupfen nicht aus den Augen sehen!“

Das junge Mädchen hatte die Strafpredigt gleichmütig angehört, ohne ein Wort zu erwidern. Sie hing neben einer Laterne, die sie hell beleuchtete. Jetzt verstand ich die geröteten Lider, den schwimmenden Blick der großen, grauen Augen, das aufsteigende feuch geweihte Taschentuch.

In diesem Augenblick ging wieder eine Bewegung, einem schmerzlichen Zucken gleich, über das schöne Gesicht. Wieder sah es aus, als ob sie meinen wollte, aber — jetzt mußte ich, was kommen mußte — sie nicht.

Englands Nationalhymne.

Eine überraschende Mitteilung über den wahren Ursprung der englischen Nationalhymne machte das Pariser Blatt „Petit Bleu“. Bei seinem ersten Besuch in Saint Gyr wurde Ludwig XIV. von der Klosterhelferinnen mit einer selbstgedichteten und selbst komponierten Kantate überhäuft. In Text sowie Melodie stimmt „God Save the King“ mit diesem Lied völlig überein. Haendel soll es in Saint Gyr gehört und für den König von England abgeschrieben haben. (Hörsig I, gefiel die Hymne, und er es ob so zum Nationallied.)